



Sendung vom 10.06.2005, 20.15 Uhr

Dr. Theo Sommer
Journalist
im Gespräch mit Corinna Spies

- Spies:** Ich begrüße Sie zum alpha-forum, verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer. Ich habe heute nicht nur das Vergnügen, sondern auch die Ehre, einen der ganz großen Männer des deutschen Nachkriegsjournalismus im Studio begrüßen zu dürfen, nämlich Dr. Theo Sommer, der seit fast 50 Jahren mit der Wochenzeitschrift "Die Zeit" verbunden ist. 20 Jahre von diesen 50 Jahren waren Sie Chefredakteur, heute sind Sie das, was man den "Herausgeber-at-large" nennt. Ich weiß nicht genau, was das heißt: Könnten Sie mir das erklären?
- Sommer:** Frau Spies, das ist im internationalen Umfeld ein ganz gebräuchlicher Ausdruck. "Editor-at-large" sagen die Engländer und Amerikaner. "At large" heißt "auf freiem Fuß". Ich sage immer: Ein "Botschafter-at-large" ist ein Diplomat, der zwar keine Botschaft leitet, der aber doch diplomatische Missionen ausführt; ein "criminal-at-large" ist ein entsprungener Häftling; und ein "editor-at-large" ist eine Kreuzung aus beidem.
- Spies:** Aha. Also müssen wir uns die "Zeit" auch ein bisschen als Gefängnis vorstellen. Aber es war sicherlich auch ein angenehmes Gefängnis.
- Sommer:** Es war ein angenehmes Gefängnis. Manche denken ja, bei einer Wochenzeitung arbeite man nur einen Tag in der Woche. Nein, das ist ja doch eine kontinuierliche Arbeit und eine sehr viel konzentriertere Arbeit als bei den Tageszeitungen. Denn das, was man schreibt, liegt dann eine Woche lang herum: Sie können das nicht bereits am nächsten Tag korrigieren. Das hatte also manchmal oder hatte in so manchen Stunden schon gefängnisartige Züge. Und wenn man dann dieser Disziplin entkommen ist, dann fühlt man sich schon etwas freier.
- Spies:** Wobei es natürlich schon auch immer auf die "Mit-Insassen" ankommt: Wenn die "Mit-Insassen" eine gute Truppe sind, dann geht es wohl besser. Aber auf die "Zeit" kommen wir in diesem Gespräch ohnehin noch mehrfach zu sprechen.
- Sommer:** Lassen Sie mich nur noch sagen: Das ist eine gute Truppe, aber das ist auch eine große Truppe. Ich schätze mal, das sind so um die 110, 120 Redakteure und da gibt es natürlich schon auch immer irgendwelche Probleme.
- Spies:** Dazu kommen wir später sicherlich noch. Sie sind in Konstanz geboren. Ihr Geburtsdatum hat vom Zeitpunkt her den Vorteil, dass Sie jetzt einen runden Geburtstag feiern können. Ich möchte Ihnen gratulieren. Wenn man dabei so aussieht und so beieinander ist - da könnte man wirklich neidisch werden.
- Sommer:** Warten Sie ab, ich habe noch ein paar Monate.
- Spies:** Was war das für ein Weg von Konstanz am Bodensee zur "Zeit" in Hamburg? 1958 haben Sie dort angefangen. Wie war Ihr Werdegang? Wurde Ihnen der Journalismus in die Wiege gelegt?
- Sommer:** Nein. Und Konstanz war auch nur ein reiner Zufall. Mein Vater war Berliner und war Soldat: Er ist damals, als die Wehrmacht aufgebaut wurde, dauernd versetzt worden. Er war dann zufällig in Konstanz, als ich zur Welt kam. Ich bin deswegen auch im

Wesentlichen in Süddeutschland groß geworden und habe z. B. in Schwäbisch Gmünd Abitur gemacht. Ich war allerdings dazwischen von 1942 bis zum Ende des Krieges in der Adolf-Hitler-Schule in Sonthofen auf der Ordensburg. Das war keine "Napola", keine "Nationalpolitische Erziehungsanstalt", zu der ja im Augenblick auch ein Film im Kino läuft, sondern ich war auf einer Adolf-Hitler-Schule, was freilich etwas Ähnliches gewesen ist. Ich habe dann aber in Gmünd Abitur gemacht. Danach bin ich nach Schweden gegangen und habe dort ein Jahr studiert. Ich war dann zweieinhalb Jahre lang in Amerika und habe in Amerika studiert. Anschließend habe ich in Tübingen bei einem Professor, den ich in Chicago kennen gelernt hatte, meine Doktorarbeit gemacht. Und dann hatte ich eigentlich im Kopf: "Entweder wirst du Diplomat oder du wirst Professor für Zeitgeschichte an der Universität oder aber Journalist." Das waren die drei Dinge, die mir vorschwebten. Und dann wurde eines Tages der bekannte Politikwissenschaftler Professor Theodor Eschenburg in Tübingen – auch er ist inzwischen schon wieder zehn Jahre tot – von Gräfin Dönhoff gefragt, ob er nicht einen jungen Mann für sie wüsste. Und da fiel ich ihm ein. Und so kam ich im Sommer 1957 zum ersten Mal für sechs Wochen Probe nach Hamburg auf die Redaktion, die damals aus 14 Mann bestand. Ich war der 14. und die haben mich auch nur genommen, damit es nicht bei 13 blieb.

Spies: Da waren keine Frauen mit dabei?

Sommer: Es waren mehrere Frauen mit in der Redaktion und auch heute noch ist es so; ich glaube, wir haben doch an die 40 Prozent Frauen.

Spies: Und dann fing Ihre lange Geschichte mit der "Zeit" an und auch die lange Geschichte mit Marion Gräfin Dönhoff, ihrer Vorgängerin in der Chefredaktion. Sie war dann auch Ihre Vorgängerin als Herausgeberin. Marion Gräfin Dönhoff ist im Jahr 2002 gestorben. Sie war ab Ihrem Eintritt in die Redaktion die Chefin für Sie. Das war in der damaligen Zeit noch recht ungewöhnlich. Sie und Ihre Kollegen wurden immer "die Buben der Gräfin" genannt, wie ich nachgelesen habe. Und offenbar tragen Sie diese Bezeichnung auch heute noch mit Fassung. Was war das für ein Arbeitsverhältnis? War es für Sie selbstverständlich? War es für Sie gewöhnungsbedürftig? Gab es Reibereien auf Grund des ungewöhnlichen Umstands, dass eine Frau die Chefin ist?

Sommer: Ich glaube, das hat uns damals überhaupt keinen Kummer bereitet. Und nicht nur deswegen, weil wir vielleicht schon so modern gewesen wären, sondern weil sie eine so eindrucksvolle und überragende Persönlichkeit gewesen ist, dass man die Frage überhaupt nicht zu denken wagte, wie es denn sei, unter einer Frau zu dienen oder zu arbeiten. Nein, diese Frage stellte sich für uns nicht. Sie war eine wunderbare Chefin, sie war die Prinzipalin, aber sie hat uns Freiraum geschaffen und gelassen. Die Zusammenarbeit mit ihr war wirklich sehr gut.

Spies: Sie war streng, aber gerecht?

Sommer: Sie war streng, aber gerecht. Sie hat einen auch anblaffen können. Ich weiß noch, ich war 1960 mal einen Sommer lang in Harvard: Damals hat Henry Kissinger dort sechs Wochen lang ein Sommerseminar gemacht und danach bin ich noch 14 Tage durch Amerika gefahren. Ich war dabei unerreichbar für die Redaktion. Damals hat es natürlich noch kein Handy gegeben. Und wenn man halt im mittleren Westen unterwegs war, dann war es schwierig an ein Telefon zu kommen. Und so ein Telefongespräch nach Deutschland war natürlich auch teuer. Man hütete sich also anzurufen. Aber irgendwann bekam ich ein Telegramm von ihr mit dem Inhalt: "Sie sind für den Posten des Auslandskorrespondenten absolut untauglich!" Danach kam noch ein Telegramm von meinem Kollegen Hans Gresmann: "Machen Sie sich nichts daraus, die Gräfin ist heute sehr sauer!" Sie konnte also auch streng und ungerecht sein. Aber im Großen und Ganzen war das eine wunderbare Zusammenarbeit; sie war einfach eine Frau, ein Mensch, der Maßstäbe hatte und auch Maßstäbe setzte.

Spies: Die "Zeit" selbst wird demnächst 60 Jahre alt, was für so ein Blatt ein hohes Alter ist. Sie hatte auch schwierige Zeiten, wirtschaftlich schwierige Zeiten hinter sich zu bringen in all den Jahren. Heute geht es ihr jedoch wieder besser. Was ist denn nach Ihrer Einschätzung das eigentliche Erfolgsgeheimnis der "Zeit"?

Sommer: Ach wissen Sie, wir haben früher immer gesagt, wir richten uns nicht nach irgendeiner

Zielgruppe bei dem, was wir tun, sondern wir setzen uns zusammen, besprechen die Welt- und Zeitläufte und schreiben dann, was unsere Meinung ist. Und es haben sich immer genug Menschen gefunden, die das interessant fanden. Heute muss man sicherlich sehr viel mehr strampeln. Das Angebot ist größer geworden und das Zeitkontingent der Menschen wird heute vom Fernsehen und von allem Möglichen beansprucht. Man muss sich vielleicht auch etwas lauter äußern – ich will nicht sagen schriller, aber doch lauter –, um wahrgenommen zu werden. Aber wir hatten wirklich auch gute Zeiten: Als der Gründer Gerd Bucerius 1995 starb, hatten wir davor und danach ein paar schwierige Jahre. Wir haben jetzt im Jahr 2004 das wohl beste wirtschaftliche Ergebnis in den ganzen 60 Jahren erzielt. Da ist also in einer Gemeinschaftsleistung von Redaktion und Verlag der Durchbruch zum Publikum doch wieder gelungen.

Spies: Gegen jeden Zeitgeist eigentlich. Denn das ist ja wirtschaftlich gesehen eine Erfolgsgeschichte, die, wenn man sich den übrigen Printbereich ansieht, wirklich ungewöhnlich ist. Und das Angebot der "Zeit", dieser dicken Wochenzeitung, die für jeden Leser immer eine Herausforderung darstellt, passt ja eigentlich nicht zu diesem Zeitgeist, der auf schnellen Konsum, auf schnelle oberflächliche Nachrichten abgestellt ist oder doch zumindest immer mehr dort hinstrebt.

Sommer: Es ist so, wie ich vorhin bereits gesagt habe: Wir sind immer davon ausgegangen, dass es genug intelligente und interessierte, und zwar rundherum interessierte Menschen in diesem Lande gibt, um ein Blatt wie uns möglich zu machen. Wobei ich einräumen muss, dass wir vor 30 Jahren noch drei oder vier ernst zu nehmende Konkurrenten wie "Christ und Welt" usw. hatten: Die sind inzwischen alle verschwunden oder zur Unbedeutsamkeit herabgesunken. Aber wir haben uns Gott sei Dank durchbeißen können. Ich finde, es ist ein großes Kompliment an die Deutschen, dass sie bei ihren 80 Millionen Einwohnern ein solches Blatt mit fast einer halben Million Auflage doch lebensfähig halten.

Spies: Kommen wir noch einmal zurück zu dem Spektrum an Berufswünschen, das Sie hatten, bevor Sie sich für die dritte Variante – im Nachhinein sicherlich nicht die schlechtere – entschieden haben: Diplomat und Universitätslehrer. Im Grunde kann man sagen, dass Sie in Ihrer journalistischen Arbeit diese beiden Bereiche integrieren konnten. Sie haben sich nämlich lange mit dem Bereich "Politik" beschäftigt: Vor der Übernahme der Chefredaktion waren Sie Leiter des Politikbereichs bei der "Zeit". Sie haben sich dabei vorwiegend mit Außenpolitik beschäftigt. Eines Ihrer speziellen Lieblingsthemen war die Verteidigungspolitik.

Sommer: Ja.

Spies: Als ich nachgelesen habe, was Sie darüber alles geschrieben haben, habe ich mich ab und zu schon gefragt, ob Sie bereits als Bub mit Zinnsoldaten gespielt haben. Denn dieses Thema war ja wohl wirklich eine Leidenschaft von Ihnen.

Sommer: Ja, das war in der Tat so, aber das war keine militärische oder militarisierte Leidenschaft, sondern das war eher die intellektuelle Faszination durch den Gegenstand "Atomwaffen und Nuklearstrategie". Ich habe ja vorhin kurz erwähnt, dass ich 1960 bei Kissinger in Harvard gewesen bin: Er war der Erste, der ein Buch über "Außenpolitik und Atomwaffen" geschrieben hat. Das hat mich auf die Spur gesetzt und ich war dann einer der Ersten, vielleicht einer der Wenigen, die sich damals wirklich mit diesem Thema auskannten. Dann hat mich 1969 Helmut Schmidt ja auch auf die Hardthöhe geholt und ich wurde Chef des Planungsstabes im Verteidigungsministerium. Allerdings ging das nur ein knappes Dreivierteljahr: Ich hatte von vornherein gesagt, ich setze diese Sache zwar in Gang, will dann aber wieder zurück in den Journalismus gehen. Sie haben das richtig erkannt: Ich wollte das genau aus dem Grund, weil ich bei der "Zeit" doch auch als Diplomat fungieren konnte. Ich bin sehr oft im Ausland gewesen und habe dort versucht z. B. die deutsche Ostpolitik, für die die "Zeit" ja bereits sehr früh eingetreten war, begreiflich zu machen. Ich habe in dem, was ich geschrieben habe, doch auch immer wieder in den Fundus der Geschichte hineinschreiben können. Wäre ich Universitätsprofessor geworden, dann hätte ich die 20 Jahre – wahrscheinlich die fruchtbarsten Jahre meines Lebens – in irgendwelchen Gremiensitzungen vertan. Wäre ich Diplomat geworden, dann wäre ich vermutlich vor 20 Jahren in Ungnade entlassen worden, säße heute auf

der grünen Wiese und würde als Pensionär meinen Dackel spazieren führen. Der Journalismus hat vor allem eine Attraktion: So lange man einen Griffel halten kann, kann man ihn ausüben - und so lange der Kopf nicht wackelt.

Spies: Es tut sich, wie ich von Anfang an und schon vor diesem Gespräch befürchtet habe, ein Riesenfeld von Themen auf. Ich würde jetzt an diesem Punkt eigentlich gerne mit Ihnen darüber sprechen, dass Sie immer noch mit der Hand schreiben, weil Sie soeben ja auch vom "Griffel" gesprochen haben. Sie haben mir vorhin die Schwielen an Ihren Fingern gezeigt, die vom Schreiben mit der Hand kommen, wenn der kleine Finger übers Blatt fährt. Sie schreiben allerdings nicht nur Artikel für die Zeitung und Vorträge, die Sie halten, sondern Sie schreiben ja auch Bücher. Sie haben mir vorhin verraten, dass Sie auch Ihr jüngstes Buch, über das wir gleich noch sprechen werden, mit der Hand geschrieben haben.

Sommer: Ja, auch das habe ich mit der Hand geschrieben.

Spies: Das kann sich unsereins heutzutage nicht mehr vorstellen, wenn er an seinem Laptop sitzt.

Sommer: Wissen Sie, erstens bin ich das gewöhnt. Ich habe meine Doktorarbeit – ich glaube, das waren 900 Seiten – noch auf der Schreibmaschine getippt. Als Auslandskorrespondent, als außenpolitischer Redakteur bin ich dann viel in der Welt herumgereist und schleppte dabei immer eine Reiseschreibmaschine mit mir herum. Das wurde mir dann auf die Dauer doch lästig. Bei meiner Handschrift weiß ich darüber hinaus ganz genau: Drei Seiten ergeben eine Maschinenseite. Denn es ist ja auch wichtig, dass man nicht zu lang oder zu kurz schreibt. Ich finde, man schreibt mit der Hand disziplinierter. Der Computer verführt einen dazu, alles erst einmal hinzuschreiben, denn man kann das ja alles auch wieder streichen, löschen, verschieben usw. Wenn man das von Hand macht, dann ist man jedoch aus arbeitsökonomischen Gründen gezwungen, das alles mit mehr Disziplin zu formulieren, sich Dinge vorher genauer zu überlegen, bevor man sie hinschreibt. Außerdem finde ich – ich spreche hier nur von mir –, ich schreibe gefälliger, wenn nicht diese Maschine und diese Tastatur vor mir ist. Ich brauche ja auch jede Menge Bücher und Zettel um mich herum, wenn ich schreibe.

Spies: Und es ist auch weniger Abstand da zwischen dem Geist, der da aktiv ist, und dem Papier. Die Maschine, der Computer hingegen erzeugen doch immer auch so ein bisschen Distanz und Struktur, oder? Und sie nehmen einem vielleicht auch die Angst vorm Schreiben.

Sommer: Das weiß ich nicht. Als ich anfang für die "Zeit" zu schreiben, hatte ich immer "Schwitzhändchen". Nach zehn Jahren hatte ich sie nur noch bei Leitartikeln und irgendwann ist das dann auch ganz weggegangen. Eine gewisse Routine hilft einem also doch dabei, über die innere Hemmschwelle hinweg zu kommen. Aber ich möchte keine äußere Hemmschwelle, keine Apparatur zwischen mir und dem Blatt Papier haben, von dem ja auch so ein gewisser Terror ausgeht. Aber nach so vielen Jahren weiß man einfach: Es ist noch nie eine Seite blank geblieben.

Spies: Sie haben also kein Lampenfieber mehr.

Sommer: Nein, das ist vorbei.

Spies: Ich würde gerne noch einmal zu Helmut Schmidt zurückkehren und zu Ihrer Arbeit für ihn im Verteidigungsministerium, als Sie dort im Jahr 1969 den Planungsstab aufgebaut haben. Sie haben auch darüber hinaus noch zu verschiedenen Zeiten für die Bundeswehr Politikberatung gemacht, wie man sagen kann.

Sommer: Wissen Sie, ich habe natürlich immer sehr viel geschrieben über militärische und strategische Fragen wie z. B. über die Nachrüstung und all die anderen großen Debatten in den achtziger Jahren. Ich habe in all den Jahren Kontakt gehalten mit der Bundeswehr: Ich war z. B. in zwei Wehrstrukturkommissionen, einmal in den frühen siebziger Jahren und ein zweites Mal vor vier, fünf Jahren in der Weizsäcker-Kommission, wo ich dessen Stellvertreter war. Und dann kam vor drei Jahren Herr Scharping auf mich zu: Es gab eine große Aufregung, denn auf dem Balkan war Panzermunition eingesetzt worden, die abgereichertes Uran enthielt. Die Aufregung entstand, weil man nun plötzlich dachte, die

Soldaten, die damit zu tun gehabt hatten, würden steril werden oder Krebs bekommen. Er hat mich daher gebeten, einen kleinen Arbeitsstab zu bilden und dem nachzuspüren. Wir haben dann festgestellt, dass es da keine Auswirkungen gegeben hat. Aber wir wurden dann auch gebeten, über Radarverstrahlung in den frühen Zeiten der Bundeswehr Untersuchungen anzustellen. Und da sind wir zu dem Schluss gekommen, dass damals wirklich Fahrlässigkeiten passiert sind, die nicht hätten passieren dürfen: Die Apparate waren nicht ordentlich isoliert, waren nicht bleigeschützt usw. Wir haben die Empfehlung gegeben, großzügig vorzugehen. Diese Empfehlungen sind bis heute zu meinem Bedauern von den Juristen total blockiert worden. Ich finde, damit tut sich die Bundeswehr keinen Gefallen.

Spies: Hier entsteht ja doch eine Nähe zur Politik, die ein Journalist in der Regel nicht hat – wobei das Ganze ja eine offene Veranstaltung gewesen ist und es sicherlich besser ist, so etwas offen zu machen und nicht hintenherum. Aber wie haben Sie es denn als Journalist mit den Politikern gehalten, mit denen Sie doch sehr viel zu tun hatten? Sie haben ja nicht nur die Außenpolitik kommentiert, sondern an ganz wichtigen Punkten auch immer wieder die Innenpolitik. Dabei entstehen ja vermutlich auch Freundschaften. Wie geht man damit um? Oder wie sollte man Ihrer Meinung nach damit umgehen?

Sommer: Ja, da entstehen Freundschaften oder doch zumindest gute Arbeitsbeziehungen; da entstehen auch dort, wo man politisch nicht unbedingt übereinstimmt, doch immerhin Gefühle des Respekts für den anderen. Ich habe eigentlich immer die Erfahrung gemacht, dass meine politischen Freunde von mir kritischer behandelt wurden als diejenigen, mit deren Politik ich überhaupt nicht übereinstimmte. Vielleicht ist das ein Selbstschutzmechanismus gewesen, ich weiß ja nicht. Es kam bei der "Zeit" dann ja auch noch hinzu, dass Bucerius Helmut Schmidt als Herausgeber geholt hat, nachdem Schmidt aus dem Kanzleramt ausgeschieden war. Damals dachten ja manche: "Aha, nun wird dieses Blatt ein sozialdemokratisches Propagandainstrument." Wer aber Helmut Schmidt kennt, weiß, dass diese Gefahr nie bestand. Er ist ja doch ein sehr unabhängiger Kopf und war deswegen in seiner Partei auch nicht immer wohl gelitten. Da kreuzten sich dann also unsere Wege erneut, nur diesmal ganz andersherum. Wir treffen uns noch heute jeden Freitag bei der politischen Konferenz: Er ist noch immer absolut klar und sicher und entschieden in seinem Urteil. Er schreibt auch auf eine so verständliche Weise, wie das manche Journalisten nicht können.

Spies: Letztlich ist also das Geheimnis die geistige Unabhängigkeit.

Sommer: Genau das! Man darf sich nicht davon beeindruckt lassen, ob man jemanden mag oder nicht mag, sondern man muss versuchen, sein Urteil auf die Sache und auf deren Auswirkungen zu beschränken.

Spies: Kann es sein, dass genau bei dieser geistigen Unabhängigkeit, bei diesem Standing des Einzelnen, das Standing der "Zeit" als Rückhalt für die Journalisten, die dort gearbeitet haben bzw. heute dort arbeiten, eine große Rolle gespielt hat?

Sommer: Erstens hat hier eine Rolle gespielt, dass es dort eine Figur wie Marion Dönhoff gegeben hat. Auch der Verleger Bucerius wollte unbedingt, dass wir unabhängig blieben und auch innerlich unabhängig waren. Er wollte nicht, dass wir seine Meinung schreiben, er wollte eigentlich nur, dass er seine in seinem Blatt *auch* schreiben durfte. Andererseits hat natürlich genau das uns allen dabei geholfen, die wir da auf dem Postament der "Zeit" standen, unsere Unabhängigkeit zu bewahren. Man hatte da doch etwas Respekt vor uns. Mit anderen Worten: Mir ist es nie widerfahren, dass man versucht hätte, mich zu bestechen oder kirre zu machen oder irgendwie einzufangen für eine bestimmte Geschichte.

Spies: Wie haben Sie denn die Auseinandersetzungen um die Vergangenheit von Werner Höfer erlebt, dem langjährigen Moderator und Erfinder des "Frühschoppens"? Er wurde nämlich eines Tages beschuldigt, als Journalist während des Dritten Reichs in einem bestimmten Zusammenhang Nazi-Propaganda geschrieben zu haben. Werner Höfer ist dann nach einiger Zeit im Zorn von seinem Amt als Moderator zurückgetreten.

Sommer: Ich möchte das jetzt mal auseinander halten. Ich war oft bei ihm im "Frühschoppen". Und der "Frühschoppen" war damals noch etwas: Das war praktisch das einzige

Diskussionsprogramm, das es im Fernsehen gegen hat. Und am Montag konnte man davon ausgehen, dass die ganze Nation am Sonntagmittag den "Frühschoppen" gesehen hatte. Man hatte daher ein Gesprächsthema. Ich war also oft dort und ich habe ihn sehr respektiert als einen sehr liberalen Demokraten. Und er hat ja auch viel getan für die Entwicklung des deutschen Fernsehens. Dann kamen sehr früh schon diese Geschichten auf: Wenn ich mich recht entsinne, ging es um Musikkritiken.

Spies: Es ging um einen Musiker. Aber die Details sind fast nicht so wichtig, abgesehen natürlich vom Schicksal des Betroffenen. Wichtig war jedenfalls, dass nach so langer Zeit in der Bundesrepublik zum ersten Mal eine Diskussion über die Verstrickung von Journalisten in die Nazidiktatur geführt worden ist. Nach meiner Kenntnis war das das aller erste Mal der Fall.

Sommer: Ich habe es ein bisschen anders in Erinnerung. Das, was Sie gesagt haben, ist so geschehen. Aber das war 20 Jahre vor seinem Sturz. Und damals hat man sich mit ihm auseinander gesetzt und er hat sich auch mit sich selbst und seiner Vergangenheit auseinander gesetzt. Man sagte damals, er habe sich nach dem Kriege doch so viele Verdienste erworben, dass er im Amt bleiben könne. Es wurde ihm also vergeben. Und dann hat ein junger Journalist, der von alledem nichts wusste, 20 Jahre später das wieder ausgegraben. Er traf dann natürlich auf eine Generation, die diese Verstrickungen nicht so verstehen konnte wie die Älteren. Und dann kam noch etwas anderes hinzu. Werner Höfer hat dann nämlich den Fehler gemacht, den viele machen: Er hat zu lange an seinem Sessel kleben wollen. So vereinte sich dann die politische Kritik mit der Kritik an seiner Sesselkleberei.

Spies: Sie können sich sicherlich vorstellen, warum ich auf diesen Fall zu sprechen gekommen bin. Denn für meine Generation war das der erste Anlass, sich als jemand, der in diesem Metier tätig ist, mit dem Thema "Unabhängigkeit" im Journalismus noch einmal tiefer und intensiver auseinander zu setzen. Denn es ist ja leicht, unabhängig zu sein, wenn man eine Zeitung wie die "Zeit" hinter sich hat. Nein, es ist leichter, denn unabhängig muss man ja persönlich auch erst noch sein. Aber es ist leichter, als Journalist unabhängig zu sein in guten Zeiten.

Sommer: Das ist wahr und ich glaube, jeder von uns, auch von den Jüngeren, sollte sich fragen, wie er wohl reagieren und agieren würde, wenn er in solche Umstände geriete. Als ich damals 1957 zur "Zeit" gekommen bin, hieß der Chefredakteur Josef Müller-Marein. Was war er gewesen im Dritten Reich? Er war PK-Berichterstatter im Krieg gewesen. Er hat über die Luftwaffe Reportagen geschrieben und er hat ein Buch geschrieben mit dem Titel "Himmel über Frankreich". Ich habe dieses Buch erst nach seinem Tod überhaupt zum ersten Mal in einem Antiquariat gefunden. Da konnte man vor Scham nur im Boden versinken. Gleichwohl ist man hinterher...

Spies: ... immer klüger.

Sommer: Ja, hinterher ist man immer klüger. Außerdem: Wie bewältigt man Vergangenheit? Man kann ja nicht alle erschießen, die damals irgendetwas pexiert haben. Dieses Problem wird uns immer anhängen: Das ist im Grunde nicht lösbar. Das Einzige, auf das ich hoffe, ist, dass die Jüngeren daraus lernen, sich auch nicht auf andere Weise korrumpieren zu lassen. Denn auf andere Weise kann man sich auch heute korrumpieren lassen.

Spies: Ich wollte Sie eigentlich gar nicht in die Vergangenheit drängen im Sinne des "heute können wir daran eh nichts mehr ändern", denn das ist dann ja immer das Betrübliche dabei. Nein, ich wollte mit Ihnen eigentlich eher über die Zukunft und vor allem über die Zukunft des Berufs sprechen. Viele junge Leute drängen heute in den Beruf des Journalisten: Das hat ja auch etwas sehr Verführerisches, vor allem bei den elektronischen Medien, aber auch bei den Printmedien. Sie selbst haben viel mit jungen Leuten zu tun: Sie sitzen einer Jury vor, die einen Förderpreis vergibt. Sehen Sie da ein Potential heranwachsen, das auch noch in einer Zeit kritischen Journalismus betreiben wird, die es einem alleine schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht leicht macht, unabhängig zu sein?

Sommer: Wissen Sie, Journalismus muss sich natürlich lohnen. Auch die Unabhängigkeit bedarf schwarzer Zahlen. Im Gegenteil, rote Zahlen verführen eher dazu, die Unabhängigkeit der

Journalisten zu unterdrücken. Ich habe daher keine Kritik an den Strategien der Verlage oder auch der Sender, die darauf ausgehen, Auflagen und Quoten zu erhöhen. Denn das ist einfach nötig. Andererseits finde ich jedoch auch, dass die Jungen, die heute nachkommen, viel besser präpariert sind für ihren Beruf als wir damals. Sie haben mehr auf dem Kasten als wir damals. Sie haben natürlich noch nicht die Erfahrung, wie ich sie heute habe, aber das, was diese jungen Leute heutzutage an Wissen von der Universität und an Lebensanschauung mitbringen, ist doch ganz anders als bei uns damals. Es ist bedauerlich, dass nur so wenige von den Jungen heute eine Chance bekommen im Journalismus. Denn es wird ja überall gespart: Der Rotstift, die Axt waltet! Und in ein paar Jahren werden wir merken, dass uns diese Generation fehlen wird. Denn diese Generation sucht sich heute natürlich irgendetwas anderes. Ich finde daher, dass man auch in harten Zeiten den Rotstift nicht so uneingeschränkt walten lassen darf, dass die Zusammensetzungen der Redaktionen nicht mehr stimmen. Denn das muss ja auch im Hinblick auf die Generationen irgendwie geschichtet bleiben.

Spies: Sie haben sich ja bereits in Ihrer Doktorarbeit mit Japan bzw. mit der Außenpolitik beschäftigt: Sie waren bereits damals als Student auf Reisen in Japan.

Sommer: Ja, das stimmt.

Spies: Neben der Außenpolitik haben Sie sich aber auch immer ganz stark mit Innenpolitik und irgendwann auch mit gesellschaftspolitischen Fragen beschäftigt. Was auch immer man über Sie liest, immer wieder wird dieser Satz zitiert, den Sie vor der deutschen Wiedervereinigung geschrieben haben. Ich zitiere diesen Satz jetzt sinngemäß: "Wer dieses Gerippe aus dem Schrank holen will," – nämlich das Gerippe der deutschen Einheit – "der kann allen anderen nur Angst und Schrecken einjagen." Da haben Sie mal falsch gelegen, wie Ihre Kritiker sagen. Was war denn damals Ihre Ausgangsposition – mit der Sie ja keineswegs alleine dastanden, auch nicht in der veröffentlichten Meinung –, sodass Sie sich überhaupt nicht vorstellen konnten, dass die Mauer fällt?

Sommer: Das hat sich damals keiner vorstellen können, das hat sich auch Herr Kohl nicht vorstellen können, wie bestimmte Zitate von ihm aus dieser Zeit eindeutig belegen. Was uns da widerfahren ist, ist ein unverhofftes Glück gewesen, denn es hätte ja auch ganz anders kommen können. Sie haben einen Satz zitiert aus einem Leitartikel von mir, den ich, wenn ich mich nicht täusche, im Juli 1989 geschrieben habe. Ich schrieb damals: "Wer jetzt das Gerippe der deutschen Einheit aus dem Schrank zerrt, kann nur alle anderen in Angst und Schrecken versetzen." Meine Angst war, wenn wir jetzt in patriotische Aufwallungen verfallen, dass dann selbst unsere Freunde sagen: "Um Gottes Willen, stoppt die Deutschen dabei, sich wiederzuvereinigen!" Ich wollte eigentlich nicht damit sagen: "Keine Wiedervereinigung!", sondern ich wollte sagen: "Keine Eile!".

Spies: Und "Vorsicht vor Großdeutschland!"

Sommer: "Vorsicht mit den jungen Pferden!" Ich plädierte wirklich für Vorsicht beim Tempo: "Wir dürfen auf keinen Fall die Umwelt überfordern damit, die sich erst langsam an den Gedanken gewöhnen muss, dass Deutschland sich wiedervereinigt." Und wenn Sie sich erinnern, Mitterand ist damals nach Kiew gefahren, um Gorbatschow zu beschwören: "Um Gottes Willen, geben Sie den Westdeutschen nicht die DDR!" Maggie Thatcher hat damals sechs oder sieben Historiker nach Chequers eingeladen und sie gefragt: "Kann man den Deutschen trauen?" Sie wollte natürlich hören: "Man kann ihnen nicht trauen!" Die anderen Länder wollten das doch alle stoppen. Und ohne Bush senior hätten wir diese Wiedervereinigung außenpolitisch auch nicht hinbekommen. Das war damals eigentlich mein Begehren. Wobei ich zugebe: Ich hätte mir eine deutsche Zukunft auch in einem doppelten Deutschland vorstellen können – wenn das andere Deutschland auch wirklich demokratisch gewesen wäre.

Spies: Das wäre dann eine Konföderation gewesen.

Sommer: Mir ging es jedenfalls mehr um die Freiheit der Ostdeutschen als unbedingt um die Einheit mit ihnen. Und wenn das Ausland zu uns gesagt hätte: "Nein, wir wollen euch doch nicht wiedervereinigt haben!", dann hätte ich mir durchaus eine "österreichische Lösung" vorstellen können. Man hätte dann nämlich sagen können: "Es gibt neben der Bundesrepublik und neben Österreich nun eben noch ein drittes deutschsprachiges

Land." Bucerius, der Gründer der "Zeit", zu dem ich irgendwann einmal gekommen bin, weil ich beim Schreiben einen Fehler gemacht hatte, hat mich schon damals mit den Worten getröstet: "Nur wer nicht schreibt, schreibt nie was Falsches!"

Spies: Schön.

Sommer: Ich hatte z. B. 1980 Verständnis dafür, dass Jaruzelski in Polen das Kriegsrecht verhängte. Warum? Weil mir das lieber war als ein sowjetischer Einmarsch. Heute wissen wir, dass ein sowjetischer Einmarsch gar nicht geplant war, damals konnten man das nicht wissen. Ich war am Anfang auch für den amerikanischen Vietnamkrieg. Bis ich dann als Reporter öfter in Vietnam gewesen bin und gesehen habe: Das kann nicht gut gehen. Ich habe dann als einer der Ersten dagegen geschrieben. Man kann also auch Journalisten nicht daran hindern, etwas hinzuzulernen.

Spies: Das ist eben diese Sache mit der geistigen Unabhängigkeit, der Freiheit, die auch die Freiheit zu den eigenen Fehlern ist. Wenn Sie sich - was ja wohl die Qualität der "Zeit" ausmacht und was Sie auch als Ihr wesentliches Privileg in Ihrem Journalistenleben beschrieben haben - diesem Begriff der politischen Correctness, das bedeutet oft genug nur, dem Mainstream zu folgen, nicht gebeugt haben...

Sommer: Oft ist damit wirklich ein Denkverbot gemeint.

Spies: Wenn das so ist, dann sind eben bei geistiger Eigentätigkeit Irrtümer auch nicht ausgeschlossen.

Sommer: Sie haben das sehr schön formuliert.

Spies: Danke.

Sommer: Ich würde nur hinzufügen wollen: Wenn man seine Meinung ändert, dann muss man auch sagen, dass man sie ändert und auch begründen, weshalb man sie geändert hat. Man darf den Leser also nicht im Dunkeln lassen, sondern muss ihn bei der Hand nehmen und ihm sagen: "Da ist etwas in mir passiert, da gibt es die folgenden sieben Fakten, die mich zu einer Neubewertung des Sachverhalts gebracht haben..." So viel Redlichkeit muss man sich selbst also schon abverlangen.

Spies: Ich würde jetzt gerne zu Ihrem letzten, zu Ihrem neuesten Buch kommen. Ich habe es auch mitgebracht und will es gerne ein wenig in die Kamera halten. Es geht um ein Jahr, um die Geschichte eines Jahres, aber natürlich um die Geschichte eines ganz besonderen Jahres, nämlich um das Jahr 1945, um das Kriegsende und um den Neuanfang, um diesen natürlich auch sehr belasteten Neuanfang. Das Buch trägt den schlichten Titel "1945" und der Untertitel lautet: "Die Biographie eines Jahres." Im Vorwort habe ich, was man sonst von Ihnen wenig zu lesen bekommt, auch mal ein bisschen was Persönliches von Ihnen lesen dürfen, nämlich über die Zeit, in der Sie noch kurz vor Kriegsende zum Volkssturm geholt worden sind. Sie waren bei Kriegsende gerade noch 14 Jahre alt: Kurz vorher waren Sie nicht nur auf der Adolf-Hitler-Schule, sondern als Bub auch noch richtig in Kriegsdiensten gewesen.

Sommer: Also, es war so. Wir waren damals Buben in Sonthofen und kamen Anfang Januar 1945 gerade aus den Weihnachtsferien 1944/45 zurück, als es mit einem Male hieß: "Jetzt werden neue Seiten aufgezogen. Ab jetzt ist morgens Fabrikdienst!" Wir sind dann in Sonthofen in eine Fabrik gegangen und haben dort Spanten genietet für die V2, diese Wunderwaffe, an die Hitler immer noch glaubte und von der er hoffte, England damit niederzwingen zu können. Wir haben dann nachmittags Volkssturmbildung gemacht.

Spies: Wie sah das? Wurden Sie da an Waffen ausgebildet?

Sommer: Ja, wir wurden an Waffen ausgebildet: schießen, Maschinengewehr auseinander nehmen und wieder zusammenbauen möglichst schnell, Umgang mit der Panzerfaust usw. Abends hatten wir dann noch drei Stunden Unterricht. Ich weiß nicht, wie wir das damals ausgehalten haben, denn es gab natürlich auch wenig zu essen. Dann waren wir irgendwann im März nur noch Volkssturm und hatten nur noch Ausbildung. Mitte April wurde ich zusammen mit zwei Kameraden, einer war 15 und der andere war ebenfalls erst 14 Jahre alt, nach Berlin geschickt: Wir sollten dort die Pläne für den "Werwolf" in Bayern abholen. Der "Werwolf" war so eine Art von Guerillaorganisation, die in den bereits

besetzten Gebieten den Krieg gegen die Besatzer weiterführen sollte. Wir kamen aber bei Hof nicht mehr weiter in Richtung Berlin. Wir kamen auch nach Osten nur noch bis Eger, denn dort waren die Tschechen bereits im Aufstand. Wir sind dann zurück nach München gefahren. Ich weiß noch, dass uns zwischen Marktrechwitz und München drei Lokomotiven vorne weggeschossen worden sind. Hier in München ging ich dann zur Gauleitung in der Brienerstraße und habe mich bei meiner Einheit gemeldet. Dort hieß es: "Geht zur SS-Kampfschule Wasserburg am Inn! Dort werdet ihr Näheres erfahren!" Wir gingen also nach Wasserburg und dort wurde uns gesagt: "Ja, ihr müsst warten, denn es kommen drei Mann aus Berlin mit den Plänen für den Werwolf!" Ich habe daraufhin gesagt: "Auf die braucht ihr nicht mehr zu warten, das sind nämlich wir!" Und das war dann das Ende meiner strategischen Laufbahn.

Spies: Gott sei Dank.

Sommer: Wir haben uns dann irgendwo in den Bergen als Kinderlandverschickungslager niedergelassen, haben uns die Volkssturmstreifen von den Ärmeln getrennt und haben die Waffen vergraben. Diese Waffen liegen vermutlich bis heute irgendwo im Retterschwanger Tal im Allgäu. Und wir haben natürlich auch unsere Soldbücher verbrannt.

Spies: Aber ein ganz so kühler Kopf wie heute können Sie als 14-Jähriger doch noch nicht gewesen sein? Wie haben Sie das damals erlebt? Hatten Sie Ängste, Todesängste? Oder hatten Sie einfach nur die Unbekümmertheit der Jugend? Waren Sie naiv?

Sommer: Ich glaube, wir waren naiv. Ich glaube auch, wir waren gläubig. Und wenn ich mich recht entsinne, wenn ich mich hineinversetze in mein damaliges Denken, dann war es uns eigentlich selbstverständlich, dass wir an irgendeine Wand gestellt und erschossen werden würden. Das war halt dann so. Und es war eher eine Überraschung für uns, dass wir dann weiterleben durften – und mussten.

Spies: Aber woher kam dieser Glaube? Das muss ja doch der Glaube an den Führer, an das System gewesen sein. Das muss der Glaube gewesen sein, dass man eine wichtige Aufgabe für das System erfüllt. War das der Glaube, dass man selbst ein junger Held ist?

Sommer: Ich weiß nicht, ob das das Heldentum gewesen ist. Aber es war doch der Führer. Wobei uns dieser Glaube – 13-, 14-Jährige sind halt verführbar – leichter fiel, weil wir ja überhaupt nichts von den dunklen Seiten des Regimes wussten: Wir ahnten nichts und haben auch von unseren Vätern nichts darüber gehört. Das war bei uns alles die pure Idee. Wir waren dort auf der Ordensburg relativ wohl behütet: Wir hatten also keinen Grund zur Opposition. Für mich kam der große Schock erst später. Ich bin dann nach Kriegsende mit einem gestohlenen Fahrrad aus der französischen Zone in die amerikanische Zone gegangen. Ich musste dieses Fahrrad schieben, denn auf dem Passierschein stand: "A pied avec sa bicyclette!", also "Zu Fuß mit seinem Fahrrad!" Denn Deutsche durften nach dem Krieg in der französischen Zone nicht Rad fahren! In der amerikanischen Zone durfte ich dann aber aufsteigen. Und dort sah ich dann zum ersten Mal diese riesigen Fotoplakate mit den Leichenbergen aus Bergen-Belsen und Dachau und Buchenwald. Da fing ich langsam an nachzudenken. Am Anfang hat man das alles natürlich nicht geglaubt und es für alliierte Propaganda gehalten. Aber dann fingen im Herbst 1945 – und darüber schreibe ich auch in diesem Buch – die Nürnberger Prozesse an. Dort wurde eine Unmenge von Dokumenten veröffentlicht: Man erfuhr etwas über diese Nachtseite des Regimes. Ich glaube, damals habe ich beschlossen, Geschichte zu studieren, um dahinter zu kommen, wie so etwas möglich sein konnte.

Spies: Und sind Sie dahinter gekommen?

Sommer: Gut, inzwischen wissen wir das, heute sind wir klüger.

Spies: Ich müsste meine Frage eigentlich präzisieren: Sind Sie so weit dahinter gekommen, dass Sie berechnete Hoffnung haben, dass sich das nie mehr wiederholt? Sie schreiben am Ende Ihres Buches, ich zitiere jetzt aus dem Gedächtnis: Sie haben die Hoffnung, dass es die Deutschen so, wie sie es damals geschafft haben, sich aus einer dunklen Zeit wieder herauszuarbeiten, auch heute schaffen werden. Sie beziehen das sicherlich auf die Krise, in der sich unsere Gesellschaft momentan befindet. Haben die Deutschen wirklich etwas dazugelehrt? Ist die Demokratie stabil genug? Würden Sie darauf

vertrauen, dass selbst dann, wenn die wirtschaftlichen Probleme noch größer werden, die Menschen in Deutschland sich trotzdem darauf besinnen, was sie hier an ihren demokratischen Institutionen haben? Reichen diese Jahrzehnte aus?

Sommer:

Ich habe die Hoffnung, dass wir diese Einsicht heute im Volk fest verankert haben. Aber man darf auch nicht zu sehr daran rütteln, denn Hitler ist nicht an die Macht gekommen, als die Inflation ihren Gipfel erreicht hatte, sondern als die Arbeitslosigkeit bei sechs, sieben Millionen stand. Und wer heute zu sehr am Sozialstaat rüttelt, der läuft Gefahr, dass er ähnliche Reaktionen wie damals heraufbeschwört, nämlich die Sehnsucht nach dem starken Mann, der alles wieder richtet. Der Sozialstaat ist also auch ein Puffer gegen die finsternen Seiten unserer Vergangenheit. Da darf zwar nichts verschwendet und vergeudet werden, da darf kein Missbrauch geduldet werden, aber wer glaubt, wir könnten hier chinesische Löhne bezahlen, ohne dass unser System Schaden nimmt, der ist auf dem Holzweg. Aber das ist nun ein ganz anderes Thema. Ich habe jedenfalls das Zutrauen zu unserem Volk, dass es auch mit dieser ganz anders gearteten Krise fertig wird.

Spies:

Ich bedanke mich sehr für das Gespräch. Es war mir eine große Ehre, einen der wirklich Großen aus dem deutschen Journalismus zu Gast zu haben, nämlich Theo Sommer von der Wochenzeitschrift "Die Zeit". Er war lange Zeit Chefredakteur und Herausgeber und ist dort heute "Herausgeber-at-large", was, wie wir gehört haben, "auf freiem Fuß" bedeutet. Für Ihre Aufmerksamkeit, verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, bedanke ich mich. Auf Wiedersehen.